



© Helmuth Mühlbacher

Von tragenden Wänden, die ausschließen und Gast-Häusern, die Hoffnung machen

Überlegungen zu Rahmenbedingungen geschlechtergerechter Seelsorgeräume

Bernhard Teißl-Mederer
8. März 2021



Häuser bestehen aus tragenden Wänden mit Dächern, Balkonen und Fassaden UND aus gestalteten belebten Innenräumen. Wanderer, die eine Unterkunft suchen, sehen auf ihrem Weg durchs Dorf zuerst den äußeren Bau, bevor sie eintreten und die darin lebenden Leute kennen lernen.

Wer etwa in einer Tiroler Tourismusregion während der Saison die von Balkonblumen überbordenden Bauernhäuser mit ihren angebotenen Ferienwohnungen sieht, hat das Gefühl, die Häuser sind um diese Jahreszeit in Brunftkleidung, sie werben in ihrem Outfit um Unterkunftssuchende.

Wie steht es denn um die sichtbaren Hauswände, Balkone und Dächer der katholischen Kirche, wenn es darum geht, jüngeren Generationen, die eine UNTERKUNFT für die religiöse Dimension ihres Lebens suchen, ein - wenigstens temporäres - Dach für die Transzendenzerfahrungen in ihrem Leben anzubieten?

In der Leitung zweier Vereine von Freiwilligen, die sich für Schutzsuchende im Asylverfahren einsetzen, und auch in der Krankenseelsorge in einem großen Tiroler Reha-Zentrum begegne ich vielen Menschen unterschiedlicher Generationen, die nicht kirchlich beheimatet oder nicht christlich verwurzelt sind. Wenn sie merken, dass ich Seelsorger der katholischen Kirche bin, reagieren manche irritiert. Sie können nicht verstehen, wie ich als menschenrechtsbewusster Mann noch im Jahr 2021 einer Organisation angehören kann, die in ihrer Hierarchie und auf Pfarrebene strukturell Frauen von allen Weiheämtern und damit aus wirklicher Leitungsverantwortung

ausschließt. Zurecht bezeichnen viele diese Strukturen als frauenverachtend. Sie sind irritiert von solch ausgrenzenden „tragenden Hausmauern“.

Erst wer das „Haus“ betritt, kann mitunter erleben, dass sich so manches kirchliche Innenleben anders anfühlt als es die Mauern vermuten lassen: dass einzelne Seelsorgerinnen und Seelsorger durch ihr persönliches Engagement und ihren achtsamen gendersensiblen Umgang eine Kultur der Wertschätzung auf Augenhöhe leben. Ich stehe in Kontakt mit - auch pfarrlichen - Teams von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, bei denen ich das weitgehend verwirklicht sehe. Engagiert gelebte Haltungen können im Einzelfall strukturelles Unrecht aufheben.

Längerfristig sind aber „Hauswände“ stärker und prägender als „Wohnzeileinrichtungen“. Junge Generationen, die religiös Unterkunft suchen, entscheiden im Blick auf die tragenden Wände. Wer sich ein „Lebens-Haus“ einrichten möchte, ist gut beraten, auf die Bausubstanz zu schauen und nicht auf die veränderbare Inneneinrichtung. Junge Menschen spüren, dass im Blick auf Geschlechtergerechtigkeit tragende Mauern dieses Kirchenhauses nicht auf Felsen gebaut sind, die angesichts der gesellschaftlichen „Neuchoreografie der Geschlechterrollen“ (Rainer Bucher) Orientierung geben könnten.

In einigen kirchlichen Bereichen sehe ich die kirchenamtliche - über Jahrzehnte und Jahrhunderte (Teresa von Avila, 16. Jh.: *„Ich werfe unserer Zeit vor, dass sie starke und zu allem Guten begabte Geister zurückstößt, nur weil es sich um Frauen handelt“*) - insistierende Weigerung sich zu wandeln so weit fortgeschritten, dass es dort heute vorrangig darum geht, organisationale Sterbeprozesse zu begleiten anstelle weiterhin Wandlung einzufordern.

Warum ich dennoch beruflich „unter dem Dach“ der katholischen Kirche arbeite? Bei genauem Hinsehen zeigt sich ein differenzierteres Bild der kirchlichen Organisationsformen:

Als hauptamtlicher Seelsorger und kirchlicher „Dorfbewohner“ kenn ich auch viele kirchliche „Häuser“ - also hauptamtliche kirchliche Berufsfelder - in denen keine strukturelle Ausgrenzung von Frauen (oder wie in meinem Fall: von nicht-zölibatär lebenden Männern) spürbar ist: so macht es keinen Unterschied, ob jemand als Religionslehrerin oder als Religionslehrer mit SchülerInnen über Gott und die Welt spricht, ob eine Caritasmitarbeiterin oder ein Caritasmitarbeiter weltweite Solidaritätsprojekte abwickelt, ob eine Frau oder ein Mann ein kirchliches Bildungshaus leitet, ob im Hospiz ein Seelsorger oder eine Seelsorgerin die Patientin in den letzten Lebenswochen begleitet u.v.m. All das ist bereits lebendige Praxis in den meisten Diözesen Mitteleuropas.

Als Theologe und systemischer Organisationsentwickler interessiert mich dabei natürlich „der Unterschied, der den Unterschied macht“: Was haben jene kirchlichen Sozialformen gemeinsam, die strukturell frauenausgrenzende Räume darstellen, und worin besteht der Unterschied zu jenen kirchlichen Berufsfeldern, in denen - wie oben beschrieben - strukturell wesentlich mehr Geschlechtergerechtigkeit verwirklicht ist?

Inspiziert von den theologischen Forschungen zu den Konstitutionsprinzipien der Kirche im 19. Jh. durch den Grazer Pastoraltheologen Rainer Bucher hilft mir die

Unterscheidung, an welchen institutionellen Orten der seelsorgliche/pastorale Beruf jeweils angesiedelt ist (die Begriffe „Seelsorge“ und „Pastoral“ verwende ich hier umfassend als Container auch für diakonisch-caritative und katechetisch-religionspädagogische Tätigkeiten):

Der Religionsunterricht in Österreich ist institutionell gesehen „zu Gast“ im staatlichen Schulsystem. Dieses gibt den gesetzlichen Rahmen und die Organisationskultur der Gleichberechtigung vor. Ebenso ist die Krankenhaus-/Klinik- und Reha-Seelsorge institutionell gesehen „Gast“ in staatlichen oder privaten Gesundheitsanstalten. Die Caritas wiederum muss sich auf dem weltweiten Markt der Spendensammler und des öffentlichen Sozialwesens bewähren. Sie kann es sich nicht leisten unter den Gender-Mindeststandards zu bleiben ohne Ansehensverlust und daraus folgenden finanziellen Verlusten.

Kirchliche Bildungshäuser sind ebenso Anbieter am öffentlichen Bildungsmarkt und mitfinanziert durch das staatliche Bildungswesen mit entsprechenden geschlechtergerechten Kriterien für die Subventionsvergabe. Wo immer also kirchliches Handeln institutionell gesehen „GAST“ ist, die Seelsorge also ihre Zelte auf Augenhöhe mit Anderen am öffentlichen Marktplatz bzw. in staatlichen oder privaten Institutionen aufschlägt, wirkt sich das positiv auf die Qualität im Verhältnis der Geschlechter aus.

Die Situation, dass die traditionsfeuchten Mauern durch erhöhten energieraubenden Trocknungsaufwand der engagierten kirchlichen MitarbeiterInnen vor der permanenten Schimmelbildung der Geschlechterdiskriminierung bewahrt werden müssen, erlebe ich eher bei jenen „parochialen Gebäuden“, die in kirchlicher „Eigenregie“ stehen.

Werden die leitenden kirchlichen Verantwortlichen in den zahlreichen gegenwärtigen diözesanen Umbauprozessen - erstens - jene noch lebensfähigen kirchlichen „Eigenheime“ so von Grund auf renovieren, dass Geschlechtergerechtigkeit und Partizipation schon an den „Hausmauern“ sichtbar werden? Wie und ob das gelingen kann, bin ich - ehrlich gesagt - eher skeptisch.

Und werden sie - zweitens - die vielen in den letzten Jahrzehnten aufgebauten pastoralen „Zeltlager auf öffentlichen Campingplätzen“ zu schätzen und institutionell zu stärken wissen, damit diese sich weiter zu „Gasthäusern des Evangeliums“ für spirituell Suchende und zu „Lazaretten“ für die Verwundeten unserer solidaritätsverarmten Welt entwickeln können?

Meine besondere Hoffnung liegt auf jenen Bereichen, in denen die Kirche „Gast auf Erden“ ist!

Bernhard Teißl-Mederer ist Dekanatsassistent der Diözese Innsbruck mit den Schwerpunkten Pastoral mit Schutzsuchenden und interreligiöser Dialog, Krankenhauseelsorger im Reha-Zentrum-Münster und seit 1. März 2021 Leiter der „Arbeitsstelle Gemeindeentwicklung“ der ARGE der österreichischen Pastoral- und Seelsorgeämter im Bildungshaus St. Virgil / Salzburg.

bernhard.teissl-mederer@virgil.at